Nummer 6.

Düsseldorfer Bürger-Zeitung.

1. Jahrgang.

Unabhängiges Organ für alle Stände.

Sonntags-Gratisbeilage: „Illustrirte Familien-Zeitung".

Erscheint täglich Morgens und kostet mit der Sonntagsbeilage „Illustrirte Familien-Zeitung" in Düsseldorf und bei unseren auswärtigen Filial-Expeditionen monatlich 50 Pfennig, durch die Post bezogen vierteljährlich Mk. 1,90.

Verantwortlicher Redacteur: Bernhard Klee in Düsseldorf.

Haupt-Expedition: Klosterstraße 29.

Anzeigenpreis: Die 7gespaltene Petitzeile oder deren Raum 10 Pfg., Stellengesuche 5 Pfg., auswärtige Anzeigen 15 Pfg. pro Zeile. Reclamen sowie Beilagen nach Uebereinkunft.

Druck und Verlag von Bleifuß & Co. in Düsseldorf.

Mittwoch, den 3. Februar 1892.

Extra-Abdruck des in den Probenummern enthaltenen Romans „Truggold".

Gratis-Ausgabe für die geehrten Abonnenten der „Düsseldorfer Bürger-Zeitung."

Prolog.

Ein schriller Pfiff der Lokomotive, ein jäher Ruck, ein Geräusch, über dessen Ursache sich im ersten Augenblick Niemand Rechenschaft zu geben vermochte, ein gewaltsames Hin- und Herschwanken der Waggons, das Gefühl, als ob dieselben aus den Schienen gehoben und hinausgeschleudert würden in die Landschaft, — — dann stand der Zug plötzlich.

„Es muß ein Zusammenstoß erfolgt sein!" murmelte ein Reisender der ersten Klasse, während er sich mühsam aufraffte und nach der Thür des Waggons wankte, um dieselbe zu öffnen.

Wehrufe schlagen von allen Seiten an sein Ohr und einen Augenblick war es dem kühlen, besonnenen Geschäftsmann, als ob er am besten daran thue, sich wieder in das Coupé zurückzubegeben und die Augen zu verschließen für das Leid der Nebenmenschen, aber sein besseres Ich trug den Sieg davon. Er war unverletzt, während andere litten, und so mußte er trachten, hilfreich einzugreifen und Beistand zu leisten, wo derselbe von Nöthen war.

Ein überwältigender Anblick bot sich ihm. Vor ihm lag das Stations-Gebäude, in dessen unmittelbarer Nähe das Landstädtchen mit seinen rothen Ziegeldächern sich ausbreitete. Ein wolkenloser Himmel wölbte sich über der Gegend, der Sturm hatte sich vollständig gelegt, aber Tod, Jammer und Verderben redeten hier das große Wort.

Durch irgend eine nicht festgestellte Unvorsichtigkeit hatte der Zusammenstoß eines Lastzuges mit dem Expreßzuge stattgefunden; mehrere Waggons wurden zertrümmert, eine Maschine über die Böschung in die Tiefe hinabgeschleudert.

Der Waggon, in welchem Rechtsanwalt Ashton gereist und zwei oder drei an diesen angekoppelte Wagen waren unbeschädigt geblieben; die meisten Passagiere aber hatten Verwundungen oder mindestens eine leichte Contusion davongetragen; auch zwei oder drei Todesfälle waren zu beklagen.

Selbst der kühle, ruhige Rechtsanwalt verlor beinahe die Fassung vor dem entsetzlichen Anblick, welchen die Unglücksstätte zeigte, aber gewaltsam raffte er sich auf, um hülfreiche Hand zu leihen, wo es zu helfen galt.

Aerzte und Wärterinnen aus dem benachbarten Städtchen waren in verhältnißmäßig unglaublich kurzer Zeit zur Stelle und thaten das Möglichste für die armen Leidenden, deren Wehklagen die Luft erfüllten.

Aus einem der zertrümmerten Waggons dritter Klasse hatte man den regungslosen Körper eines Mannes hervorgezogen und auf den Boden niedergelegt. Nach einigen Untersuchungen erklärte der Arzt, daß hier jeder Belebungsversuch vergeblich, das Ende bereits eingetreten sei. Eine milde Hand breitete ein Tuch über das stille Antlitz aus, doch gewann Rechtsanwalt Ashton, welcher mit dem Stations-Chef eben an die Leiche herantrat, noch einen Blick auf deren Züge.

„Der Mann da," sprach er jetzt, hinzutretend, „läßt keine trauernde Seele zurück. Wer hätte Ursache, den plötzlichen Abschluß eines schlecht verbrachten Lebens zu bedauern? Ich kannte ihn und wenn Sie mir die Papiere anvertrauen wollen, welche er möglicherweise bei sich trägt, so bin ich bereit, dieselben zu übernehmen. Mein Name und mein Stand, Herr Braun, ist Ihnen zweifellos hinreichende Bürgschaft, daß ich davon den richtigen Gebrauch machen werde!"

„Gewiß, Herr, gewiß!" beeilte der Stations-Chef sich zu versichern, dem nur daran gelegen sein konnte, sich dem allbekannten Rechtsanwalt aus der Residenz gefällig zu erweisen, und welchem die Thatsache, daß es gegen alle Sitte sei, über fremde Papiere so ohne weiteres zu verfügen, keinen Augenblick in den Sinn kam.

„Er sagte, daß er eine Frau habe," ließ sich in diesem Augenblick eine weibliche Stimme hinter den beiden Männern vernehmen, und sich umwendend, sahen Beide ein Weib vor sich, welches am Boden kniete und in dessen Schooß das Haupt eines bewußtlosen, jungen Mädchens ruhte.

„Wir waren im selben Coupé," fuhr die Frau fort, „dieses arme Mädchen hier wurde in Folge der drückenden Hitze ohnmächtig und jener Verunglückte gab mir etwas Brandy, um ihr davon einzuflößen. Seine kostbare Kristallflasche mit Silberverschluß, die wie ein Damenflacon aussah, und das Wesen, welches er an den Tag legte, ließen mich annehmen, daß er an Frauenart gewöhnt und verheirathet sei. Als ich in dieser Hinsicht eine Bemerkung machte, gestand er auch ohne Umschweife zu."

„Ja, er ist verheirathet," stimmte der Rechtsanwalt gleichmüthig bei. „Der Zufall will, daß ich seine Frau sehr genau kenne, ich nehme es auf mich, sie davon in Kenntniß zu setzen, daß sie zur Wittwe geworden ist."

„Die Arme!"

„Sie verliert nicht viel durch seinen Tod! Wie es scheint, gute Frau, sind auch Sie, gleich mir, unversehrt davongekommen und haben alle Ursache, einer gütigen Vorsehung zu danken!"

„Ja," nickte die andere, „aber noch zittere ich an allen Gliedern und werde den ausgestandenen Schrecken gewiß so bald nicht vergessen!"

„Glaub's gern!" stimmte der Rechtsanwalt bei. „Andere haben obendrein noch Schmerzen zu ertragen! Dieses junge Mädchen hier, dessen Sie sich angenommen haben, scheint unglücklicherweise nicht so gut davongekommen zu sein."

„Sie ist nicht verwundet, Herr, nur ohnmächtig!" entgegnete die Matrone, voll mitleidigen Wohlwollens auf das blonde Haupt niederblickend, welches in ihrem Schooße ruhte.

„Scheint aber eine sehr tiefe Ohnmacht zu sein, werde Ihnen einen Arzt herbei senden, sobald ich desselben in diesem Gedränge habhaft werde!"

Noch einen letzten Blick warf Rechtsanwalt Ashton auf die am Boden lang hingestreckte, ärmlich gekleidete Gestalt des Todten, in dessen Zügen, bevor eine milde Hand sie den Blicken der anderen verhüllt, man die Merkmale eines zügellosen Lebens nur zu deutlich hatte erkennen müssen; dann entfernte er sich mit langsamen, schweren Schritten.

Im besten Gasthause des Landstädtchens Wohnung nehmend, telegraphirte er noch im Laufe des Abends an verschiedene Persönlichkeiten. Zu später Stunde überbrachte ihm der Stations-Chef ein kleines Packet.

Als Rechtsanwalt Ashton sich wieder allein sah, öffnete er dasselbe und prüfte mit großem Interesse sämmtliche darin enthaltenen Schriftstücke. Unter denselben befand sich auch eine Geldanweisung auf ein wohlbekanntes Londoner Bankhaus, eine Geldanweisung, welche von einer in kommerziellen Kreisen hochangesehenen Persönlichkeit ausgestellt worden war und auf die der Ueberbringer eine namhafte Summe hätte bekommen müssen.

Wenige Minuten, nachdem Rechtsanwalt Ashton dieselbe mit scharfem Auge geprüft, drehte er sie langsam zwischen seinen Fingern zu einer feinen Rolle zusammen und hielt sie an eine der brennenden Kerzen, welche auf dem Schreibtische standen.

Gleich darauf war von dem Blatte Papier, auf dem mit fester Handschrift ein namhafter Geldbetrag angewiesen gewesen war, das einzig übrig gebliebene ein Häufchen Asche, die ein leichter Hauch in ein Nichts zerwehte . . . .

1. Kapitel.

Vier Jahrhunderte lang hatte in Sonnenschein und Sturm, in Schnee und Regen Schloß Encourt unantastbar dagestanden, bis es ein altersgraues Gemäuer geworden, an welchem Epheu und Klematis sich emporrankten; die massive Architektur war von den Elementen ziemlich unberührt geblieben, der Bau an sich aber bot, wenn auch einen schönen, so doch einen düsteren Eindruck. Die getäfelten Wände der Zimmer, die kostbaren Glasmalereien, das antike Silberzeug, die prächtigen Gobelins legten Zeugniß dafür ab, daß Emmy Gerant's Vater, der Schloßbesitzer, ein reicher Mann sein müsse.

Warmer Sonnenschein lag auf dem prächtigen Blumenparterre, das man von der Schloßterrasse überblickte, und während Emmy, des Freiherrn Humphrey von Gerant's Tochter und Erbin, mit ihrer Cousine Lola Strattmann auf der Schloßterrasse stand und in die prächtige Landschaft hinaussah, überkam sie das Gefühl, als ob Encourt nie so schön gewesen sei, als heute.

Emmy war ein zwanzigjähriges Mädchen, das Dank ihrer ernsthaften Charakterveranlagung viel älter aussah; diese rührte wohl von dem einsamen Leben her, welches sie stets geführt. Sie war mittlerer Größe, schlank gewachsen und von jener natürlichen Anmuth der Bewegungen, welche man sich durch ein thätiges Leben und körperliche Uebungen in freier Luft anzueignen pflegt; ihre braunen, dunklen Augen hatten einen treuherzigen Ausdruck, zartes Roth lag auf ihren Wangen, ihre Lippen waren von frischer Färbung, ein stolzer Zug umspielte dieselben, — auch trug sie ihr niedliches Köpfchen so hoch erhoben, daß sie größer aussah, als sie in Wirklichkeit war. Das Haar, in einem griechischen Knoten am Hinterkopf befestigt, war braun und hatte einen goldigen Schimmer. Sie trug ein eng anliegendes, weißes Kleid von außerordentlicher Einfachheit, während ihre Cousine höchst elegante Toilette und kostbaren Schmuck um Hals und Arme trug.

Emmy Gerant's Mutter war bei ihrer Geburt gestorben und das Herz ihres Vaters ruhte mit ihr in der alten Ahnengruft, in welche man das geliebte Weib versenkt. Sein Schmerz war mit der Zeit milder geworden, aber alle Heiterkeit schien aus seinem Leben gewichen; er war ein kalter, stolzer, zurückhaltender Mann geworden.

An geselligem Verkehr lag ihm wenig, aber ein- oder zweimal im Jahr gab er doch großartige Feste auf Schloß Encourt, denn er sah es als seine Pflicht an, die Traditionen seines Hauses aufrecht zu halten. Er hegte sehr stark ausgeprägte Ansichten über die Verantwortlichkeit, welche der Besitz dem Besitzenden auferlegt, und seine Arbeiter waren besser gehalten, als dies sonst weit und breit in der Runde Sitte und Brauch zu sein pflegte; er und seine Tochter kannten sämmtliche Bedienstete und Pächter persönlich und bekümmerten sich um das Wohl eines jeden Einzelnen.

Baron Humphrey Gerant hatte seine Tochter nach seinen eigenen Anschauungen erzogen; er hatte ihr den Begriff beigebracht, daß hohe Abstammung und alter Name heilige Verpflichtungen auferlegten, daß Ehre und Wahrhaftigkeit über alles gingen, daß sie, ihren Vorfahren getreu, ohne Furcht und Tadel zu leben habe; weil sie von edler Abkunft sei, müßte ihr Thun und Lassen ihrer Stellung werth bleiben und das „Noblesse oblige" der Leitfaden ihres Lebens werden. Es waren einfache, natürliche, menschenwürdige Ansichten, welche er ihr einimpfte und die mit ihr aufwuchsen. Seit frühester Kindheit ihres Vaters stete Gefährtin, war der Familienstolz in ihr ebenso stark ausgeprägt, wie in ihm; sie kannte wenige Schwächen ihres Geschlechts und besaß manche männliche Eigenschaft, die man sonst bei Frauen nicht zu finden pflegt.

Vor zwei Jahren hatte sie ihre geliebten Wälder zum ersten Male verlassen, um eine Saison in der Stadt mitzumachen; sie war sofort Ballkönigin geworden, und die Tante, welche sie bei Hof vorstellte, war nicht wenig stolz auf ihre Nichte; trotzdem tadelte sie das Mädchen, weil sie dasselbe zu kalt, zu gleichgültig fand, und meinte, Emmy strebe zu wenig danach, zu gefallen.

Im Grunde genommen, widerstrebte dem Mädchen mit dem edlen Sinn, den ausgeprägten Ehrbegriffen und der tiefinnersten Wahrhaftigkeit die Falschheit und Frivolität, welche mit dem Leben in der großen Welt Hand in Hand zu gehen pflegen. Mütter, welche nach guten Parthien haschten, Töchter, die begierig waren, Geldheirathen zu schließen, waren in ihren Augen gleich verächtlich. Sie fand das Kokettiren bei Mädchen und Frauen entwürdigend und unverzeihlich und wandte ihren Blick beschämt ab, wenn sie sah, wie alle Frauen sich bemalten, um jung zu erscheinen. Wahrhaft erleichtert fühlte sie sich, als sie nach Encourt zurückkehrte. Einige Herren erinnerten sich des Mädchens mit den träumerischen Augen, welches so ganz anders gewesen, als alle Uebrigen, erinnerten sich ihrer mit Zärtlichkeit und Bewunderung; die Frauen aber hatten sie im Allgemeinen nicht gemocht und waren ihrem ernsten Blick gern ausgewichen.

In ihrem Heim, in Encourt, war Emmy immer reizend; ihr liebenswürdiges, wenn auch gebieterisches Wesen übte einen unwiderstehlichen Zauber, ihr Lachen klang unendlich heiter, und trotz des Ernstes, welchen sie zumeist an den Tag legte, wirkte sie wie der helle Sonnenschein, denn sie war glücklich in ihrem prächtigen Heim, glücklich, umgeben von den Menschen, unter denen sie aufgewachsen war.

Auch in dieser Stunde, während sie auf der Terrasse stand, lachten ihre braunen Augen, während sie dem Geplauder ihrer Cousine zuhörte. Lola war nach Encourt gekommen, um sich von den Strapazen der Londoner Saison zu erholen; sie fand aber den Aufenthalt auf dem Lande schon jetzt etwas langweilig und es verdroß sie, zu entdecken, daß Emmy sich ohne jede Geselligkeit recht wohl fühlte.

„Das ist alles ganz schön und gut," sprach sie, indem sie ihre Cousine zärtlich umschlang; „ich will Dir ja zugestehen, daß Encourt ganz außerordentlich reizend ist, aber wir haben nicht das ganze Jahr hindurch Sommer, und im Winter muß es hier furchtbar langweilig sein. Ein junges, reiches, schönes Mädchen wie Du, Emmy, könnte sich in der Stadt prächtig unterhalten!"

„Ich habe es versucht, Lola, und es schrecklich eintönig gefunden; also verschone mich bitte mit allen derartigen Vergnügungen!"

„Du würdest in's Mittelalter gepaßt haben; heut zu Tage sind Deine Anschauungen vollständig außer Kurs gerathene Münze."

„Ich mache mir nichts daraus, altmodisch zu sein, Lola, und bin vollkommen mit meinem Schicksal zufrieden."

„Eine Schönheit, welche überdies noch eine reiche Erbin ist, hätte die ganze Welt zu ihren Füßen sehen müssen," meinte Fräulein Strattman.

„Das müßte ein recht angenehmer Zustand sein!" sagte Emmy lachend. „Es thut mir leid, daß Du es hier langweilig findest, aber im künftigen Monat, wenn Gäste kommen, wird es schon unterhaltender werden!"

„Eine schöne Aussicht! Mein einziger Kummer ist ja, daß es hier in Encourt so gar keine Männer giebt, welche man besiegen könnte!"

Emmy lächelte spöttisch; sie und ihre Cousine hatten blutwenig gemeinsame Anschauungen. Obwohl sie Lola gern leiden mochte, verlor sie manchmal doch die Geduld, wenn diese einen ungewöhnlichen Aufwand von Frivolität an den Tag legte.

„Encourt kommt mir nie so reizend vor, als wenn ich von London zurückkehre," sagte sie jetzt, „das Leben ist hier entzückend, — dort lärmend und unerträglich!"

„Das Leben ist hier gar kein Leben, sondern nur ein Vegetiren!" wandte Lola schmollend ein.

„Armes Ding, Du äußerst dich nicht sehr schmeichelhaft über das Heim, in welchem deine Mutter ihre Mädchenjahre zubrachte."

„Ach, es ist ja wundervoll, großartig, alles, was Du willst, dabei aber melancholisch und einschläfernd! Giebt es denn gar keine Männer in hiesiger Gegend?"

„Ich glaube, Du hast sie schon alle gesehen?"

„Alle? Ein paar Geistliche, Herr Percival und der Sohn des Rektors, welcher Jus studirt, ist das die ganze männliche Vertretung hier, Emmy?"

„Hast Du Herrn Cameron noch nicht gesehen?" forschte Emmy mit kaum merklichem Zögern.

„Cameron? Welchen Cameron meinst Du? Hugo, den Sohn des großen Schiffsreeders".

Emmy preßte die Lippen aufeinander.

„Ja, ich glaube, daß Herr Cameron, der Vater, ein Schiffsreeder ist; — ob groß die richtige Bezeichnung sein dürfte, das weiß ich nicht; er hat Brancepeth, die Besitzung des Grafen Oldcastle, an sich gebracht und ist dadurch unser Nachbar geworden."

„Und Hugo Cameron ist hier? Welch' frohe Kunde ist das!" rief Lola entzückt. „Findest Du denselben nicht acceptabel? Die begehrenswertheste Parthie der Saison! Kommt er häufig nach Encourt? Lade ihn doch zum Speisen ein, Emmy, thu' es mir zuliebe! Ihr kennt euch doch natürlich?" fügte sie mit einem scharfen, forschenden Blick auf ihre Cousine hinzu.

„O, ja!" entgegnete Emmy ruhig, und nur ein genauer Beobachter würde bemerkt haben, daß die Farbe plötzlich aus ihren Wangen wich. „Wir, der Vater und ich, besuchten Lady Sarah und Herr Cameron war ein- oder zweimal hier. Mein Vater hat ihn sehr gern . . . . Ah, da kommt der Thee, das wird uns auffrischen, Lola!"

Der ganze Trübsinn des Fräuleins Strattman schien aber plötzlich verschwunden zu sein. Sie blickte lebhaft und angeregt vor sich hin.

„Und Du," rief sie, den Einwurf gar nicht beachtend, „hast auch Du ihn gern leiden mögen? Ich versichere Dir, die jungen Damen reißen sich um ihn; er wird sehr reich werden und ist ein schöner Mann; alle Welt ist von ihm entzückt!"

Emmy ließ die enthusiastischen Worte unberührt an sich abprallen; sie hatte das Antlitz abgewandt und so sah Lola nicht, wie seltsam es um ihre Lippen zuckte.

„Es ist eine ausgezeichnete Partie," fuhr die junge Stadtdame fort, „seine Mutter ist eine geborene Gräfin; das gleicht die Thatsache aus, daß der Vater ein Geschäftsmann ist; ich hörte übrigens mit aller Bestimmtheit, daß man seinem Vater den Freiherrnstand verleihen will; das würde natürlich für ihn von wesentlichem Vortheil sein!"

„Wirklich?" meinte Emmy spöttisch. „Ich müßte nicht inwiefern. Ein verliehener Adel hat doch keinen Werth, er soll und muß ererbt sein!"

„Deine Anschauungen sind ebenso veraltet wie die Toiletten einer verflossenen Saison. Hugo Cameron könnte in die höchsten Familien Englands hinein heirathen, ohne daß es Jemand einfallen würde, dies als eine Mißheirath anzusehen."

„Mag sein," entgegnete Emmy ruhig, „weil er einen Adel in sich selbst trägt. Hier hast Du eine Schale Thee, Lola!"

Ihr Herz pochte heftiger denn gewöhnlich, als sie sich erhob, um ihrer Cousine den Thee zu reichen. Die junge Dame blickte sie scharf an, aber kein Erröthen verrieth, daß der Gegenstand, welchen sie besprochen, die geringste Anziehungskraft für Emmy habe. Lola wußte nicht, daß ihre Cousine erbleiche, wenn andere Frauen roth werden.

Das kleine Fräulein nahm die Theetasse und führte sie an den Mund, stellte sie aber ebenso rasch wieder und stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Da kommt Onkel Humphrey, und fürwahr, Hugo Cameron begleitet ihn!" rief sie, aufspringend. „O, Emmy, war das Deine Schuld oder die meine?"

Diese letzte Frage galt dem Umstand, daß eine kostbare Meißner Porzellantasse, welche Emmy in der Hand gehalten, plötzlich in Fragmente zersplittert auf dem Boden lag.

„Zweifelsohne meine Schuld," entgegnete Emmy ruhig, „hoffentlich hat Deine Toilette keinen Schaden genommen!"

2. Kapitel.

„Emmy ist ein Unglück widerfahren!" rief Lola in ihrer lebhaften, raschen Weise den beiden Herren entgegen. „Wäre es mir geschehen, so würde Sie allein die ganze Schuld treffen, Herr Cameron, denn meine Ueberraschung, Sie hier zu sehen, war allzugroß!"

Sie bot ihm mit einem koketten Lächeln die Hand; er hatte Emmy schon begrüßt; ein Diener brachte Stühle für die beiden Herren.

„Ich hoffe, Ihre Ueberraschung ist nicht größer als Ihr Vergnügen," entgegnete der junge Mann lachend, „ich meinerseits wußte durch den Baron um Ihr Hiersein, bin also nur erfreut und gar nicht überrascht!"

„Emmy hat mir gerade eben erst erzählt, daß Sie hier in der Gegend hausen," fuhr Lola launig fort. „Wie lange sind Sie schon da? Finden Sie es nicht fürchterlich einsam hier?"

Baron Humphrey Gerant lächelte.

„Lola kann ihre Abneigung vor dem Landleben nicht überwinden; sie glaubt, daß ich meine Tochter in diese Wildniß einsperre."

„O, Emmy läßt sich das gern gefallen!" rief das Mädchen mit einem Blick auf die Cousine, welche noch immer bleich aussah, als ob sie durch irgend etwas erschreckt worden wäre oder sehr müde sei. „Emmy ist das Dornröschen, das Stadtleben behagt ihr nicht; sie liebt Bäume, freie Luft und einen unabsehbar weiten Sternenhimmel; ich hingegen ziehe Bälle, Gasbeleuchtung, Theater, Gesellschaften und ein lärmendes Treiben allem Andern vor. In welcher Richtung ist Ihr Geschmack zu suchen, Herr Cameron?" fügte sie in fragendem Ton gegen den jungen Mann hinzu, der vergeblich nach einem Blick aus Emmy's schönen Augen gehascht hatte, während sie auch ihm eine Tasse Thee reichte.

„O, ich bin ein städtischer Pflastertreter!" antwortete er ihr zerstreut. „Seit ich aber nach Brancepeth kam, neigte ich zu der Ueberzeugung, daß es kein schöneres Leben geben kann, als das auf dem Lande, fern von dem Geräusch der großen Welt!"

„Nach Patriarchenart!" setzte Lola mit einem entsetzten Blick hinzu. „Apropos, ich hoffe, Ihre Mutter befindet sich wohl?"

„Ich danke Ihnen, die Lebensweise hier sagt ihr ausnehmend zu," entgegnete er.

Wenn Fräulein Gerant auch für Augenblicke ihre Selbstbeherrschung verloren hatte, so war sie doch rasch wieder ihr gewohntes, ruhiges Ich, und das kleine Familienbild, welches die auf der Terrasse versammelte Gesellschaft bot, machte einen durchaus behaglichen Eindruck.

Hugo Cameron schien, so dachte wenigstens Lola, bei ihren Verwandten sich völlig zu Hause zu fühlen und sie fragte sich verwundert, weshalb Emmy des offenbar häufigen Verkehrs mit ihm niemals Erwähnung gethan. Lola war es zu Muthe, als ob sie selbst beraubt worden sei. Die Aussicht, mit Herrn Cameron zusammentreffen zu können, welcher ein alter Bekannter von ihr war, entzückte sie. Als er aber nun thatsächlich ihr gegenüber saß, fühlte sie sich wesentlich enttäuscht; sprach er mit ihr, so blickte er doch fast unausgesetzt zu Emmy hinüber und zwar mit Augen, deren Ausdruck sich unschwer entziffern ließ.

Unwillkürlich stellte Lola sich die Frage, ob ihr Oheim dies auch wahrnahm. Es schien, als wenn er Hugo sehr gern hatte, aber immerhin war es doch sehr zweifelhaft, ob er den jungen Mann als eine hinreichend gute Parthie für seine Tochter, die reiche Erbin, die seltene Schönheit und die letzte Repräsentantin eines uralten Geschlechts ansehen würde. Freilich, wenn Hugo's Vater die Baronie erhielt, so konnte vielleicht damit eine Aenderung in den Ansichten des Oheims hervorgerufen werden, denn der Schiffsrheder Cameron war unermeßlich reich und Hugo sein einziger Sohn. War es aber denkbar, daß Emmy, die Kalte, Stolze, Gleichgültige, endlich die Waffen strecken konnte? Hugo war allerdings ein schöner Mann, dem zu widerstehen schwer sein mußte; sie hatte mit großer Ruhe von ihm gesprochen, aber Emmy gehörte nicht zu jenen Wesen, welche ihr innerstes Fühlen vor jedem Auge enthüllen.

Lola erinnerte sich überdies, daß man gerüchtweise davon gesprochen, er sei in die reiche, junge Wittwe, Gräfin Beauchamp, rasend vernarrt, welche die Königin der letzten Saison gewesen und ihm besondere Gunst erwiesen hatte; die Leute behaupteten sogar, daß sie verlobt seien, aber vielleicht hatte

die schöne Wittwe ihrer Freiheit nicht entsagen wollen, hatte Hugo abgewiesen und dieser tröstete sich mit Emmy.

Lola fühlte sich ziemlich bitter gestimmt, während sie ihren Thee schlürfte. Es war doch zu arg, daß Emmy, welche schon eine reiche Erbin war, möglicherweise auch noch die beste Partie machen sollte, nach der alle Mädchen gefahndet. Lola selbst, die ziemlich unbemittelt und viel einfacher aufgewachsen war, als ihre Cousine, hatte mehr denn einmal daran gedacht, wie angenehm es sein müsse, einen reichen, schönen, liebenswürdigen Gatten zu haben, und gerade der Reichthum spielte bei ihr eine große Rolle; sie war in Hugo Cameron nicht verliebt, aber sie empfand doch Eifersucht gegen Emmy, welche sichtlich ohne jede Anstrengung das erobert hatte, was zu besitzen ihr vom größten Werth gewesen wäre. Es war doch zu ungerecht, daß die Glücksgüter gar so verschieden vertheilt wurden auf Erden, daß Emmy, die auf Reichthum keinen Werth legte, so viel besaß und sie, Lola, deren höchster Wunsch im Reichthum gipfelte, nichts hatte.

„Cameron wird beim Speisen hier bleiben, Emmy," sprach der Baron, indem er sich erhob. „Ich bitte Sie," fügte er, zu dem jungen Mann gewandt, hinzu, „mich für eine kleine Weile zu entschuldigen, denn ich muß Crosby noch vor der Poststunde sprechen."

„Poststunde?" rief Lola aufhorchend. „Du lieber Himmel, da muß ja auch ich noch einen sehr wichtigen Brief vorher vollenden."

„Hast Du denn je wichtige Briefe zu schreiben?" spottete der Baron.

„O ja, an meine Schneiderin!"

„Aber der hat ja keine Eile, Lola, die Posttasche wird erst um sechs Uhr weggebracht," wandte Emmy lebhaft ein, während Hugo Cameron der jungen Dame einen vorwurfsvollen Blick zuwarf.

„Komm in mein Wohnzimmer, Du kannst Deinen Brief dort schreiben; vielleicht wird Herr Cameron uns mit einem musikalischen Vortrag erfreuen," setzte sie, wie gegen ihren Willen gezwungen so handelnd, etwas gepreßt hinzu.

Der junge Mann erhob sich, sein Herz pochte rascher als sonst. Wie hübsch diese an ihr so ungewohnte und fremdartige Verlegenheit Emmy kleidete!

Das Wohnzimmer der jungen Dame war ein alterthümliches, gräfliches Gemach, das vor ihr auch ihre Mutter innegehabt, deren junges Glück von so kurzer Dauer gewesen war.

Hugo Cameron hatte manches elegant ausgestattete Damen-Boudoir betreten, aber keins besaß für ihn den Zauber dieses Raumes.

Ein kleiner, antiker Schreibtisch stand zwischen den beiden Fenstern.

Emmy rückte heftig einen Stuhl herbei, und ihrer Cousine einen halb bittenden, halb befehlenden Blick zuwerfend, rief sie:

„Du kannst hier schreiben, Lola, wir wollen mit der musikalischen Produktion warten, bis Du Deinen hochwichtigen Brief an Madame Elise vollendet hast."

„An Madame Elise?" wiederholte Lola lachend. „Die ist eine Kleiderkünstlerin für reiche Erbinnen, gleich Dir, Emmy, und nicht für ein armes, mittelloses Mädchen, wie ich es bin. Aber der Brief eilt auch nicht so sehr. Singen Sie uns etwas, Herr Cameron! Ich habe Sie bei Lady Beacham zum letzten Mal gehört. Sie sangen damals ein Duett mit der schönen Gräfin. Sie entsinnen sich dessen doch? Es war „Non è ver!""

„Nein, ich erinnere mich wirklich nicht, Fräulein Lola," entgegnete Cameron lächelnd, „aber ich habe bei der Gräfin oft gesungen und auch „Non è ver", wenn ich gerade in ausnehmend sentimentaler Stimmung gewesen bin. Sie haben also gewiß in beiden Punkten recht."

„Ich hätte gedacht, Sie müßten sich dessen noch weit besser erinnern als ich," meinte die junge Dame mit einem bedeutungsvollen Lächeln; „aber Sie haben wahrscheinlich bei der Gräfin so oft gesungen, daß Sie sich dieser speziellen Gelegenheit nicht mehr erinnern. Natürlich kennst Du Lady Beacham und bewunderst sie, gleich uns allen, nicht wahr, Emmy? Sie ist so schön, daß, wenn Du sie ein einzigesmal gesehen, Du sie absolut nicht vergessen kannst."

„Ich entsinne mich ihrer ganz gut, sie ist wirklich sehr schön," entgegnete die junge Tochter des Hauses ruhig; „ich glaube auch, daß ich sehr bald wieder mit ihr zusammentreffen werde, da ich zu Baronin Hartop's Gartenfest in Combermeere geladen bin."

„Wirklich? Herr Cameron vermuthlich auch; er hat in Bezug auf die Gräfin sehr viel Neid und Haß wachgerufen."

„Sie erweisen mir zu viel Ehre," entgegnete der junge Mann mit spöttischer Verneinung.

„O, die schöne Frau —" wollte Lola von Neuem beginnen.

Emmy aber unterbrach sie sanft.

„Du mußt schon Rücksicht darauf nehmen, Lola, daß ich eine Provinzlerin bin und eine meiner veralteten Eigenheiten, die Dir so widerwärtig sind, in dem Umstande besteht, daß ich die Klatschsucht hasse."

„Ich wollte ja gar nicht klatschen, Emmy," bemerkte ihre Cousine schmollend. „Ganz London verehrt Lady Beacham und Herr Cameron ist damit einbegriffen. Sie ist die Verzweiflung aller heirathsfähigen Mädchen; da Du sie kennst und weißt, wie schön sie ist, mußt Du doch meinen und Herrn Cameron's Enthusiasmus begreifen! Dabei fällt mir ein, ist es wahr, daß Ihrem Vater die Baronie verliehen werden soll?"

„Ich habe Nichts davon gehört," entgegnete der junge Mann ruhig, „und bin auch durchaus nicht davon überzeugt, daß meinem Vater mit solcher Auszeichnung ein Gefallen geschehen würde. Soll ich Ihnen Etwas vorsingen?" forschte er, das Gespräch abbrechend, zu Emmy gewandt.

„Wenn ich bitten darf," entgegnete diese ernst, denn die Frage ihrer Cousine war ihr peinlich gewesen; sie hielt dieselbe für indiscret.

„Es wird Sie doch nicht stören, wenn ich musizire, Fräulein Lola?" forschte der junge Mann höflich, indem er vor dem Klavier Platz nahm, während Lola an den Schreibtisch trat.

„O, nicht im Allergeringsten, wie sollte mich die Musik stören? Nur singen Sie nicht „Non è ver", denn es könnte hier nicht so gut hinpassen, wie in dem Salon der Gräfin Beacham!" fügte sie mit spöttischem Lachen hinzu.

Hugo's Stirn verfinsterte sich, während er seine Finger über die Tasten gleiten ließ. Er war ein vortrefflicher Musiker und das Klavier schien unter seiner Berührung förmlich zu sprechen. Selbst Lola schämte sich des kleinlichen Neides, welchen sie gehegt, denn die herrlichen Melodien und Lieder, welche an ihr Ohr drangen, riefen bessere Empfindungen in ihrer Seele wach. Geräuschlos erhob sie sich nach einer kleinen Weile, und indem sie Emmy zuflüsterte, daß sie den Brief herbeiholen müsse, welchen sie zu beantworten habe, verließ sie leise das Zimmer.

So geräuschlos sie die schwere Eichenthür auch hinter sich geschlossen, Hugo vernahm es doch und wußte, daß er mit Emmy allein war. Aber er wandte sich vom Klavier nicht ab, sondern spielte die Schubert'sche Serenade weiter. Als die letzten Klänge derselben ausgetönt, sang er ein stimmungsvolles Liebeslied, welches Emmy unwillkürlich die Thränen in die Augen trieb. Dann verklang auch dasselbe leise und der Sänger wandte sich nach seiner Zuhörerin zurück.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille, — denn sie fühlten beide, daß der entscheidende Augenblick ihres Lebens gekommen sei; so still war Alles um sie her, daß Emmy sich fragte, ob Hugo nicht den lauten Schlag ihres Herzens vernehmen müsse.

Endlich streckte er ihr seine Hand entgegen — und sie bebte leise. Ohne zu zögern, legte Emmy ihre schlanken Finger in die ihr dargebotene Rechte.

„Sie erinnern sich, wann ich Ihnen das Lied zuerst gesungen?" fragte er leise. „Es ist damals so wahr gewesen wie heute und wird mein Glaubensbekenntniß bleiben, so lange ich lebe!"

Alle Farbe war aus Emmy's Wangen gewichen; sie wagte nicht, den Blick zu ihm emporzuheben. Einem reinen und stolzen Mädchen, gleich ihr, war das Bewußtsein, daß die Stunde gekommen, in welcher sie ihre Liebe gestehen soll, ein großes, bedeutsames Ereigniß. Freilich hatte sie ihm längst ihre Liebe geschenkt, aber dies eingestehen zu sollen, kostete sie eine namenlose Ueberwindung. Sie hatte sich erhoben und ihre Hand noch immer in der seinen haltend, zog er sie näher an sich heran.

„Stanley," sprach er leise und leidenschaftlich, „Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich von der ersten Stunde an, als ich Ihnen in die Augen geschaut, Sie geliebt habe. Sagen Sie mir, ob Sie mir ein klein wenig gut sein wollen."

Das Haupt des Mädchens war tief auf die Brust herabgesunken, ihre Züge hatten eine fahle Blässe angenommen und ihre zarte Gestalt schwankte, als sei sie im Begriff, zur Erde zu sinken; — sie ließ es widerstandslos geschehen, daß er sie in seine Arme zog.

Einige Minuten vergingen, bevor eins der Beiden das glückselige Schweigen brach. Dann sprach Hugo leise:

„Dein Vater will Dich mir anvertrauen, — ich habe ihn gefragt, noch bevor ich Dir gestern Abend geschrieben. Er nahm mir das Versprechen ab, daß ich Dich nicht gänzlich von ihm nehmen, daß wir einen großen Theil unserer Zeit hier zubringen wollen; ich glaube," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „daß es ihm kein Schmerz ist, Dich mir zu geben!"

Das Mädchen lächelte; sie wußte recht gut, daß der Vater keinem andern Manne mit solcher Beruhigung sein Kind anvertraut haben würde; sie wußte, daß Hugo ihm ungewöhnlich nahe stand und er war deshalb die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung der jungen Leute übersehen hatte. Einem Anderen gegenüber würde dies gewiß nicht der Fall gewesen sein. Hier schien er es völlig vergessen zu haben, daß Hugo's Großvater sich aus nichts emporgearbeitet hatte, und er erinnerte sich auch nicht daran, daß, als sein Vater Brancepeth gekauft, gerade er es gewesen, der die schärfsten Bemerkungen über Emporkömmlinge gemacht hatte, die sich überall festsetzen. Emmy selbst war nicht wenig überrascht gewesen, als sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß Hugo Cameron ihr Herz zu bewegen verstehe, wie Keiner, und sie hatte gefürchtet, daß ihr Vater ihr den Vorwurf machen werde, sie sei den aristokratischen Anschauungen untreu geworden, in denen er sie großgezogen.

Jetzt erst fühlte das Mädchen sich beruhigt. Im Laufe der verflossenen Woche hatte sie sich mehrmals die Frage gestellt, wie sie es werde ertragen können, wenn Hugo sie liebe und ihr Vater diese ihre Neigung nicht gutheiße. Mehr denn einmal grübelte sie auch darüber nach, ob er denn wirklich wärmere Gefühle für sie hege. Jetzt war sie ihrer Sache gewiß und das Glück, welches sie darüber empfand, war ein so unermeßlich großes, daß es ihr beinahe wehe that. War es ein banges Vorgefühl?

„Mir ist, als wären wir im Himmel, als hätten wir den Tod schon überstanden!" flüsterte sie, ihr Haupt an die Schulter des Geliebten lehnend.

„Der Tod war die Ungewißheit, jetzt sind wir im Paradies! Liebst Du mich auch wirklich, Emmy?" forschte er, während sein Blick sich in den ihren versenkte.

„Ach, Du weißt es!" flüsterte sie leise, indem sie ihm zum ersten Male die Lippen zum Kusse bot.

Und er zog sie mit sich hinaus auf die Schloßterrasse. Tiefe Ruhe lag auf der Landschaft, die Sonne ging strahlenleuchtend zur Neige, aber am fernen Horizont stiegen dunkle Wolken auf.

Das glückselige Paar sah sie nicht, sondern nur die majestätisch in ein Goldmeer untertauchende Sonne. Nichts warnte sie, während sie so Seite an Seite standen; nichts ließ sie die unübersteiglichen Schranken fürchten, welche sich zwischen ihnen aufthürmen sollten. Der Himmel ihrer Liebe schien ungetrübt; nichts deutete auf das Herannahen eines kommenden Sturmes, der ihnen Gefahr bringen konnte, und doch ballten sich bereits drohend finstere Wolken zusammen, um die Sonne ihres Glückes zu umnachten und ungeahnte Qual auf ihren Lebenspfad herabzusenken, — ungeahnte, endlose Qual, unnennbares Herzeleid. . . .

3. Kapitel.

Franz Ashton, Chef der bekannten Firma Ashton, Clare und Clarew, Rechtsanwälte von Lincoln-Inn, stieg mit anscheinend heiterer Miene in seinen Wagen und ließ sich nach einem eleganten Stadtviertel von London fahren. Nicht ein Zug in seinem schönen Antlitz verrieth, welch furchtbare Aufregung in ihm gährte.

Als eine halbe Stunde früher sein Kanzleidirektor bei ihm eingetreten, hatte derselbe nicht ahnen können, daß Triumph, Reue, Liebe und Haß sich hinter der scheinbar kühlen Maske, welche sein Prinzipal zur Schau trug, bargen. Franz Ashton selbst war vielleicht der einzige Mensch, der wußte, welcher Leidenschaften er fähig sei, wie wenig die Kälte, die er gewöhnlich zur Schau trug, mit seinen innern Empfindungen im Einklang stand. Er war stolz, unparteiisch und in Geschäfts-Angelegenheiten vollkommen vertrauenswerth. Bei dem ungeheuren Ansehen, welches er genoß, bei dem großen Reichthum, der sich von Jahr zu Jahr mehrte, fragten sich gar viele Leute, weshalb er mit solcher unerschöpflichen Beharrlichkeit weiter arbeitete und sich weder Ruhe noch Vergnügen gönnte. In gar vielen namhaften aristokratischen Häusern würde er ein gern gesehener Gast gewesen sein, umsomehr, als sein Vater einer alten, hochangesehenen Familie entstammte und seine Mutter die Tochter eines Grafen gewesen war, — aber Franz Ashton bewegte sich nur sehr wenig in der großen Welt, und die Mütter mancher heirathsfähigen Töchter hatten es schon längst aufgeben müssen, in dem reichen, hochangesehenen Rechtsanwalt einen begehrten Heirathskandidaten zu sehen.

In den Wagen zurückgelehnt, welcher mit rasender Geschwindigkeit dahinfuhr, that er sein Möglichstes, um der Aufregung Herr zu werden, die sich seiner bemächtigt hatte. In dem Wagen war ein kleiner Spiegel angebracht und plötzlich gewahrte Herr Ashton in demselben, wie verzerrt seine Züge aussahen, welch wilden Ausdruck seine stahlblauen Augen hatten. Nach kurzem Zögern rief er dem Kutscher zu, er möge im Hydepark anhalten.

Der Mann gehorchte und den Hut tief in die Augen drückend, bog Ashton in eine entlegene Seitenallee ein. Es war keine der fashionablen Stunden und der Park daher unbesucht.

Der Rechtsanwalt schritt, finster vor sich hinstarrend, auf und nieder, ohne des herrlichen Tages, der würzigen Luft auch nur im geringsten zu achten. Er haderte mit sich selbst, weil eine Kunde, die er vernommen, die Macht besessen, ihn so außerordentlich zu erschüttern, und er fragte sich, welchen Eindruck dieselbe auf eine Person machen würde, der er dieselbe mitzutheilen beschlossen hatte.

Wie lange er so auf- und abgeschritten, er wäre selbst nicht im Stande gewesen, es anzugeben; als er aber wieder in die eleganteren Theile des Parkes zurückkehrte, herrschte in diesen schon lebhaftes Wogen und Treiben.

Durch eine der schmalen, eisernen Seitenpforten verließ er den Park und begab sich mit den raschen Schritten eines Mannes, welcher einen bestimmten Entschluß gefaßt hat, nach einem schönen, eleganten Hause, mit prächtigen Blumen an den Fenstern.

Er schlug mit dem ciselirten Metallknauf an die Thür und wurde von einem Diener, dem er offenbar bekannt sein mußte, eingelassen.

„Ist die Frau Gräfin zu Hause?" fragte der Rechtsanwalt in einem Ton, welcher darauf schließen ließ, daß er eine bejahende Antwort erwarte, und er erhielt dieselbe auch in der That mit dem Zusatz, die Frau Gräfin sei nur für den Herrn Doktor zu sprechen.

Franz Ashton wurde in ein lauschiges, achteckiges Gemach geführt, welches höchst elegant ausgestattet war. Auf einem kleinen, geschnitzten Tische lag ein Buch, daneben ein Fächer und ein feines Spitzentaschentuch. Franz Ashton trat hinzu, griff nach dem Spitzentaschentuch und musterte es genau.

„Es ist ganz trocken," sagte er sich mit verächtlichem Lächeln. „Wenn sie auch um die Sache weiß, so ist ihr Schmerz doch zu groß, als daß sie im Stande wäre, Thränen zu vergießen."

Er warf sich in einen der weichen gepolsterten Armstühle und harrte des Augenblicks, in welchem die Dame, der sein Besuch galt, eintreten würde.

Regungslos, in Gedanken versunken dasitzend, hatte er kein Auge für die Schönheiten, welche ihn umgaben; ein einziges Mal warf er einen scharfen Blick hinüber nach dem zierlichen Schreibtisch, der am Fenster stand; zwischen der kleinen Standuhr und den Leuchtern, die auf demselben Platz gefunden, bemerkte er einen silbernen Photographierahmen, über den ein weißer Atlasvorhang gezogen war. Ein bitteres Lächeln umspielte Herrn Ashton's Lippen, während seine Augen mit unsagbar hartem Ausdruck auf demselben haften blieben.

„Sie weiß nichts, absolut nichts!" flüsterte er vor sich hin, während tiefe Stille ihn umgab.

Plötzlich vernahm er das Rauschen eines seidenen Kleides und sprang sichtlich erregt auf. Fast gleichzeitig wurde eine Dame im Rahmen der Thür sichtbar, durch welche auch Ashton eingetreten war. Mit einem Male vollständig gefaßt, ging er auf dieselbe zu und bot ihr die Hand.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, mich zu empfangen," sprach er in leisem, verbindlichem Tone. „Ich weiß, daß es nicht Ihr Empfangstag ist, aber ich wagte doch den Versuch zu kommen."

Sie reichte ihm einen Augenblick ihre schmale, juwelenbesetzte Hand, dann nahm sie mit gelangweiltem, ja verächtlichem Ausdruck in einem Fauteuil am Feuer Platz, und als er ihrem Blick begegnete, sagte er abermals, daß sie nichts absolut nichts wissen könne von dem, was er ihr mitzutheilen hatte.

Sie war eine hochgewachsene, schlanke Frau von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, eine seltene Schönheit, mit goldblondem Haar, das am Hinterkopf in einem griechischen Knoten befestigt war, mit blauen Augen und regelmäßigen Zügen, die etwas beinahe Statuenhaftes hatten. Jahre hindurch war sie die Königin der Salons gewesen, in welchen sie sich bewegte, und nach aller menschlichen Voraussetzung hatte Gräfin Beacham auch die Aussicht, noch eine weitere Anzahl von Jahren den Sieg davonzutragen über jüngere und neuere Erscheinungen des Ballsaales.

Ihre Schönheit wurde durch die Art, wie sie sich kleidete, auf das Vortheilhafteste zur Geltung gebracht; heute trug sie eine lose, weiße Seidenrobe, welche die tadellosen Formen ihrer Gestalt verschleierte, aber nicht verbarg; den Halsausschnitt und die Aermel umgaben kostbare weiße Spitzen; sie hatte nicht ein Atom von Farbe an ihrer Toilette, bot aber gerade in der künstlichen Einfachheit derselben ein äußerst sympathisches Bild.

„Sie kommen so selten an meinem Jour," sprach sie, sich nachlässig in die Kissen zurücklehnend, „daß ich wahrhaft überrascht gewesen wäre, Sie zu sehen. Eigentlich gab ich Befehl," fügte sie, den Blick abwendend, hinzu, „zu sagen, daß ich für Niemand zu Hause sei."

„Ihr Diener sagte, in Bezug auf mich gelte eine Ausnahme," entgegnete er ruhig, ohne daß auch nur ein Zug in seinem Gesicht verrathen haben würde, wie erregt er war, wie die Berührung ihrer Hand, wie jeder Blick, welchen sie ihm zuwarf, ihn in tiefinnerster Seele erschütterte.

„Er war zu solcher Mittheilung nicht berechtigt," entgegnete sie nachlässig, „aber ich bin wirklich froh, Sie zu sehen. Ich befinde mich heute gerade in einer etwas gedrückten Stimmung und vielleicht wird mich dies auffrischen."

Mit einer flüchtigen Geberde wies sie ihn nochmals an, ihr gegenüber Platz zu nehmen; ein Diener brachte das Theegeschirr und stellte dasselbe auf ein kleines Tischchen neben der Gräfin.

Franz Ashton sah ihr zu, während sie scheinbar ganz in ihre Beschäftigung vertieft, die Tassen füllte. Sie sah reizend aus. Die Juwelen glitzerten bei jeder Bewegung an ihren weißen, schlanken Fingern, der glatte, breite, goldene Ring, welchen sie an der linken Hand trug, verrieth, daß sie vermählt gewesen. Das zarte Roth, welches ihre Wangen färbte, und der Glanz ihrer Augen legten nach dem Dafürhalten Franz Ashton's beredtes Zeugniß davon ab, daß sie jene Kunde nicht ahnte, welche ihr mitzutheilen der Zweck seines Besuches war.

„Sie weiß nichts," sagte er sich, „wie wird sie aussehen, wenn sie es erfährt?"

4. Kapitel.

Einige Augenblicke herrschte lautlose Stille in dem Gemach. Die Gräfin schien ganz vertieft in ihre Aufgabe der Theezubereitung und ihr Gast beobachtete sie unausgesetzt. Sie war es, welche zuerst das Schweigen brach.

„Ich hoffe, Sie belohnen mich für den labenden Trunk, welchen ich Ihnen reiche, durch eine belebende anregende Konversation. Sie scheinen heute nicht besonders gesprächig gestimmt," meinte sie lächelnd in etwas gelangweiltem Tone.

„Ich bin durch den Park hierher gegangen," entgegnete er in ziemlich unzusammenhängender Weise; „es war ein warmer, sonniger Tag und es wundert mich, daß trotzdem hier bei Ihnen das Feuer im Kamin brennt."

„Ach, ich bin eine ziemlich verfrorene Natur und dieses englische Klima verträgt auch zu jeder Stunde des Tages Feuer. Ich begreife eigentlich wirklich nicht, weshalb ich nach England und speziell nach London zurückgekehrt bin. Dieser ewige Nebel wiegt wahrlich jede Annehmlichkeit auf, welche man möglicherweise haben kann."

„Und trotz dieser Anschauung verbringen Sie mehr als die Hälfte des Jahres in England?" sprach er langsam, indem er sich erhob, um die Theetasse in Empfang zu nehmen, welche sie ihm bot.

„Ich bin ein Geschöpf, welches an hergebrachten Gewohnheiten hängt," entgegnete sie achselzuckend. „Im Grunde genommen, sind wir das ja alle, auch Sie, — sonst würden Sie nicht den ganzen Tag in Ihrem düsteren, unfreundlichen Bureau sitzen!"

„Ich finde daran Vergnügen und meine Arbeit ist auch keine uninteressante, liebe Laura!"

„Mag sein, ich will ja zugeben, daß dieselbe ihren Zauber hat. Ist der Park sehr besucht gewesen?"

„Ich glaube," sprach er zerstreut, in die Flammen starrend.

„Sie glauben?" Laura blickte überrascht empor. „Sie scheinen ja in einer ganz merkwürdig zerstreuten Stimmung zu sein. Man ist das bei einem so gewiegten Juristen, wie Sie es sind, nicht gewohnt!"

„Sie mögen recht haben; ich erhielt durch die Nachmittagspost eine Kunde, welche mich ganz außerordentlich überraschte."

„Wirklich?" entgegnete sie, ohne das geringste Interesse für seine Worte an den Tag zu legen. „Ich dachte nicht, daß Sie durch irgend etwas zu überraschen wären."

„Im Allgemeinen haben Sie darin auch recht," erwiderte er.

„Diese Kunde war also von ganz besonderer Wichtigkeit?"

„Für mich eigentlich nicht, aber für diejenigen, welche direkt davon berührt wurden; ich werde Sie im Laufe des heutigen Nachmittags noch davon in Kenntniß setzen."

Sie trank ihren Thee, ohne das geringste Interesse oder die flüchtigste Neugierde an den Tag zu legen.

Herr Ashton erhob sich, trat an den Kamin und starrte eine Weile gedankenvoll vor sich hin.

„Ich höre von meiner Mutter," begann er nach einer Pause wieder, „daß Sie dieses Jahr sehr wenig in die Welt gehen."

„Das ist richtig; ich wüßte nicht, weshalb ich die Tretmühle einer Saison in London mitmachen und mich überall zeigen sollte."

„Im verflossenen Jahre sind Sie aber doch überall gewesen."

„Im verflossenen Jahre war ich auch noch jünger und thörichter als heute. Ueberdies ist es die erste Saison gewesen, welche ich nach meiner Wittwenzeit mitmachte; im Vorjahr fand ich Interesse daran, jetzt nicht."

„Wie kommt das? Ein Jahr kann doch in der Gesellschaft keine große Wandlung hervorrufen, dieselbe muß also in Ihnen liegen."

„Vielleicht! Wenn man von etwas übersättigt ist, hat man keine Freude mehr daran. Ihre Mutter befindet sich hoffentlich wohl?"

„Ich glaube es! Ich sah sie mehrere Tage nicht, da sie in Brancepeth auf Besuch weilt."

„In Brancepeth? Wo ist das? Kenne ich es? Der Name klingt mir nicht fremd!"

„Brancepeth ist die Besitzung, welche Cameron, der ältere, kürzlich gekauft hat. Es gehörte ursprünglich dem Grafen Olderhle und dürfte Ihnen daher bekannt sein."

„Ah, richtig! Ich bin vor meiner Verheirathung einmal dort gewesen; ein prächtiges altes Schloß, das inmitten eines riesigen Parkes steht, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht. Bis jetzt war ich noch nicht dort; meine Mutter schreibt mir, daß es an Amcourt grenzt."

„Ja, jetzt erinnere ich mich; — ich bin mit Baron Humphrey Gerant oftmals zusammengekommen."

„In letzter Zeit?" fragte der Rechtsanwalt ruhig.

„Nein, vor meiner Verheirathung. Sie scheinen zu vergessen, daß ich den größten Theil meines Ehelebens im Auslande gebracht."

„Ich habe nichts vergessen und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ich irgend etwas vergessen könnte, was mit Ihnen auch nur im allerentferntesten im Zusammenhang steht; aber es sind fast drei Jahre vergangen, seit Sie Ihre Trauerzeit hinter sich haben und während dieses Abschnittes können Sie immerhin mit Baron Gerant zusammengekommen sein, umsomehr, als seine Tochter gerade jetzt in die Gesellschaft eingeführt wurde."

„Ich glaube vor zwei Jahren?"

„Kennen Sie das Mädchen?", fragte er.

„Ich bin ihr in der Gesellschaft begegnet, aber während der letzten Saison war sie meines Wissens nicht in der Stadt."

„Ist sie hübsch?"

„Ich entsinne mich dessen nicht genau, aber ich glaube eher ja, als nein. Sie scheinen sich zu lebhaft für die junge Dame zu interessiren."

„Ein wenig," entgegnete er, wieder ihr gegenüber Platz nehmend. „Die Nachrichten, von denen ich früher gesprochen, stehen mit ihr in engem Zusammenhang," fügte er hinzu, eine Brieftasche hervorziehend und in derselben nach einem Schriftstück suchend.

Gräfin Beacham sah ihn forschend an; bis jetzt hatte sie nicht die geringste Neugierde empfunden, aber jetzt überkam sie plötzlich eine Verahnung kommenden Unheils.

„Sie erinnern sich doch meines Vetters Hugo Cameron?" fragte Rechtsanwalt Ashton, indem er die Brieftasche niederlegte und die schöne Frau prüfend anblickte.

Die Gräfin hatte ihren Fächer auseinander gefaltet und hielt denselben zwischen sich und das Feuer, so daß ihre zuckenden Lippen nicht gesehen werden konnten.

„Ja," sprach sie ruhig, „ich entsinne mich seiner noch sehr wohl!"

„Man hat ihn dieses Jahr, wenn ich mich nicht irre, nirgends in der Gesellschaft gesehen," bemerkte der Rechtsanwalt, sein Gegenüber unverwandt in's Auge fassend.

Welche Gefühle es auch sein mochten, die das Zucken ihrer Lippen veranlaßt hatten, die junge Frau beherrschte sich sofort; sie ließ ihren Fächer in den Schooß fallen und begegnete dem Blicke Ashton's ruhig und kalt.

„Ist er wirklich nirgends erschienen? Ich erinnere mich nicht, ob ich ihm oft oder selten begegnet bin. Darf ich Ihnen noch eine Schale Thee reichen?"

Sie hatte eine Unwahrheit gesprochen, und er wußte es. Während seine Augen durchbohrend auf ihr ruhten, fühlte er, daß ihre Selbstbeherrschung mindestens ebenso groß war, wie die seine.

„Ich danke Ihnen, nein; ich bin meiner Gepflogenheit ohnehin schon untreu geworden, ich pflege sonst Nachmittags niemals Thee zu nehmen." Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich dachte, Sie und Cameron seien besonders gut befreundet; da dies aber auf einem Irrthum zu beruhen scheint, kann ich Sie nur wegen meiner falschen Annahme um Entschuldigung bitten; unter solchen Umständen wird auch dieses Schreiben hier von keinem Interesse für Sie sein," fügte er hinzu, den Brief zusammenfaltend und einsteckend.

Einen Augenblick widerstand sie dem Wunsche, Fragen an ihn zu stellen, aber derselbe war stärker als sie. Wieder nahm sie den Fächer auf, wieder hielt sie ihn zwischen sich und das Feuer, und er sah, daß ihre Hand zitterte.

„Man findet leicht etwas interessant, wenn man gelangweilt ist," sprach sie. „Ich sagte Ihnen schon, daß Sie für meine Unterhaltung Sorge zu tragen hätten, also reden Sie immerhin!"

„Aber ich glaube kaum, daß Sie dies belustigend finden werden." Er betrachtete sie unausgesetzt, während er langsam jedes Wort betonte. „Da Sie sich für beide nicht interessiren, kann es Ihnen ja nur höchst gleichgültig sein, daß mein Vetter Hugo sich mit der schönen Emmy Gerant verlobt hat!"

Wieder entstand eine peinliche Ruhe.

Gräfin Beacham saß vollkommen regungslos, immer noch den Fächer in den Händen haltend, aber alle Farbe war aus ihren Wangen gewichen.

Ein Gemisch von Triumph und Mitleid regte sich in dem Herzen des Mannes, welcher sie unausgesetzt beobachtete.

„Meine Mutter schreibt, daß die Verlobung allseitig mit lebhafter Befriedigung aufgenommen wird. Würde es Sie vielleicht doch interessiren, den Brief zu lesen?"

Er erhob sich und reichte ihr das Schreiben. Ohne ein Wort zu sprechen, streckte sie ihre Hand danach aus. Ihr Antlitz war dem Feuer zugewandt, doch entging ihm trotzdem nicht, wie blaß sie sei und wie eisig kalt ihre Hände sich anfühlten.

„Ist Ihnen nicht wohl? Ihre Finger sind so kalt!"

Sie schüttelte den Kopf und griff nach dem Briefe, aber sie brachte auch nicht ein einziges Wort hervor.

Der Nachmittag wich bereits dem Abend, aber das Feuer im Kamin brannte hell genug, daß er erkennen konnte, wie elend sie aussehe. Sie regte sich nicht, und wenn nicht die Spitzen an ihrem Halse sich durch das Athmen leise auf und nieder bewegt haben würden, so hätte man meinen können, sie sei die zu Stein erstarrte Göttin der Schönheit geworden.

Dem Manne gegenüber, welcher scheinbar gleichgültig und doch so scharf die Qual des Weibes beobachtete, das einen harten Kampf mit sich selbst focht, saß sie, sich d'n Anschein gebend, als ob der Schlag, welchen er gegen sie geführt, sein Ziel verfehlt habe.

Er aber wußte nur zu gut, was sie litt, und sie fühlte daß er um dieses ihr Leid wisse, so sehr sie sich auch bemühte ihn zu täuschen. Einer stolzen Frau gleich ihr, war dieses Bewußtsein namenlose Qual. Ihre Augen waren den seinen nicht begegnet, weil er die Worte gesprochen, welche ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarren ließen; dennoch war es ihr, als sähe sie den spöttischen Triumph seiner Züge, das überlegene Lächeln seiner Lippen.

Mit vollkommen ruhiger Hand hielt sie jetzt den Brief, aber sie fühlte sich unfähig denselben zu lesen, ein Schleier hatte sich vor ihre Augen gelegt. Noch vor wenigen Minuten fühlte sie sich voll Lebenskraft; nun plötzlich übermannte sie eine Schwäche, die ihr wie eine Todesahnung erschien und ihr jede Fähigkeit raubte, außer jener des Leidens.

Und in dem ruhigsten Tone, dennoch jedes Wort ein Dolchstich für sie, fuhr Franz Ashton fort:

„Ich muß ehrlich gestehen, daß mich diese Verlobung überraschte, aber es läßt sich nichts gegen dieselbe einwenden. Ich hielt Hugo kaum für den Mann, der sich leicht zu einer Heirath entschließen würde, doch er ist eben vermuthlich noch nie wahrhaft verliebt gewesen, wie er es jetzt sein soll; meine Tante dürfte jedenfalls entzückt sein, daß ihr Herzenswunsch in Erfüllung geht, daß Hugo ihr endlich eine Tochter zuführt und . . . ."

Er hielt plötzlich inne, denn, sich von ihrem Stuhle erhebend, schwankte Gräfin Beacham unsicher hin und her, der Brief entfiel ihrer Hand und diese sank schlaff an der Seite nieder.

„Ich fürchte, es ist Ihnen nicht wohl!" Mit dem Ausruf sprang er auf sie zu, während sie eine letzte, vergebliche Anstrengung machte, ihrer Schwäche Herr zu werden. Ein Blick traf ihn, aus dem grenzenlose Qual, Vorwurf und Trotz sprachen.

„Es ist nichts, ein kleines Schlechtbefinden, — nicht von Bedeutung!" stammelte sie. Dabei aber sank auf einmal ihr Haupt langsam auf die Brust herab; ihre Augen schlossen sich, doch noch hatte sie das Bewußtsein nicht verloren, denn zum zweiten Mal flüsterte sie:

„Eine kleine Schwäche, nichts weiter, — läuten Sie nicht, sondern öffnen Sie nur das Fenster!"